

Karl Müller, Salzburg

„Wir sind eben Bestien, die sich gegenseitig in Schach halten.“ – „Das Leben ist ein Prozess, den man verliert“.

Karl Heinrich Waggerl und Thomas Bernhard im Vergleich

„Die Schwierigkeit ist, anzufangen. Für den Dummkopf ist das keine Schwierigkeit, der kennt ja keine Schwierigkeiten. [...] Es sind lauter Widerstände von Anfang an, wahrscheinlich schon immer gewesen. Widerstände, was ist Widerstand? Widerstand ist Material. Das Gehirn braucht Widerstände. [...] Und das Vergleichen ist überhaupt eine Kunst, die man zu beherrschen versuchen muß. Es ist die einzige Schule, die einen Sinn hat und die einen weiter- und vorwärtsbringt.“¹

Was Thomas Bernhard in seinem aufschlussreichen poetologischen Text „Drei Tage“ (1971) über die Schwierigkeiten des Schreibens, des Anfangens und die Kunst des Vergleichens festhält, trifft auch auf die folgende kleine Studie zu.

Auf den ersten Blick mag es ein bedenkliches Unternehmen sein, das Werk von zwei in fast jeder Hinsicht heterogenen Autoren vergleichend unter die Lupe nehmen zu wollen. Denn die Unterschiede scheinen auf der Hand zu liegen, auch wenn sich diese möglicherweise nur auf Klischeevorstellungen beziehen. Hier **Karl Heinrich Waggerl**, der Idyllenspezialist und Trostspender mit der beruhigenden Basstimme, der gerne von den „kleinen Dingen“, von Gräsern und Käfern spricht, der einen anheimelnden Legendenton anschlagen kann und wehmütig-humorig von längst vergangenen Kindheitstagen erzählt, der adventliche Trost-Waggerl, dort **Thomas Bernhard**, einer der „Wütenden“ [...], die vorgeben, falsch behandelt worden zu sein“², einer von der Literaturkritik zum neuen Genie stilisierter „Monomane“, der in rasender Vernichtungswut in Krankheit und Verwesung wühle und sich – in inverser alpin-österreichischer Tradition³ – als „Genießer [...] von Selbstzerfleischungen und Metzeleien“ geriere, wie Hermann Hakel formulierte.⁴ Die Polemik Hakels gipfelt in der Analogie zwischen Waggerl und Bernhard, wenn es über „diese Naturbrüder, ob kriegerisch oder pazifistisch“ heißt, dass sie eben „sehr tüchtige Geschäftsleute sind, wie es sich schließlich für Bauern auch gehört.“⁵

¹ Thomas Bernhard: Drei Tage. In: T. B.: Ein Lesebuch. Hg. v. Raimund Fellingner. 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1993 (= st 2158), S. 12 und 17.

² Hermann Hakel: Dürre Äste. Welkes Gras. Begegnungen mit Literaten. Bemerkungen zur Literatur. Wien: Lynkeus Verlag 1991, S. 141 („Heimito von Doderer als Nachkriegshomer“).

³ Über seine Lektüre-Erfahrungen mit Texten Thomas Bernhards schreibt Hermann Hakel in seinem Essay „Das Widerliche an Thomas Bernhard“: „Statt optimistischer Blut- und Boden-Verklärung und Schwärmerei, war das so etwas wie nekrophile Blut- und Boden-Besessenheit, vielleicht wirklich das echtteste oder repräsentativste, was ein österreichischer Alpiner heute zu erleben und zu berichten hat. So wie es früher nur das sprossende ewige Leben gab, so gibt es hier nur den ekelhaften Tod, auch eine Art Bluttausch [...]“ (Ebenda, S. 335)

⁴ Ebenda.

⁵ Ebenda.

Wenn Meinungen dieser Art auch Karl Heinrich Waggerls anti-harmonistisches Schaffen der 20er Jahre ausblenden und Thomas Bernhards komplizierten Lebensbewältigungs-, Denk- und Schreibkosmos nicht erfassen können, so sind sie insofern bedenkenswert, als sie die andachtsähnlichen und/oder hasserfüllten Rezeptionen sowohl des einen als auch des anderen Werkes reflektieren – hier ein Werk, das für viele das „Gefühl einer umgreifenden, höchst positiven Befindlichkeit“, die Öffnung eines „Raums der Geborgenheit“⁶ vermittelt, dort hauptsächlich Texte, die Erfahrungen der Verstörung, Angst- und Krankheitszustände thematisieren, über Isolation, Vernichtung, Sterben und Tod berichten. Wie sollen also zwei Autorenwelten verglichen werden, in denen „das Leben [einerseits] auf Angst, Einsamkeit, [andererseits auf] Heiterkeit oder Vertrauen“⁷ ausgerichtet wird?

Fragt man nach jenen Dimensionen, die die beiden Autoren vergleichbar erscheinen lassen, so bietet sich zunächst Lebensgeschichtliches an. Es kann kein Zufall sein, dass es in den Texten der beiden Autoren unentwegt um die Thematisierung von Kindheit und familiärer Situationen/Konstellationen, um Fremdsein und Außenseitertum, um Halt und Orientierung, um Krankheit und Leid, ja um Passions-Bewältigung geht. Beide Autoren verbindet außerdem die bei Thomas Bernhard gut erforschte, bei Karl Heinrich Waggerl aber wenig bekannte Arthur-Schopenhauer-Lektüre seit seiner italienischen Kriegsgefangenschaft während des Ersten Weltkrieges.⁸

1. Erinnerungen an Kindheit und Jugend

Wann immer **Waggerl** in seiner Erinnerungungsliteratur (z. B. „Autobiographische Notizen“ 1930, „Aus der Kindheit“ 1934, „Fröhliche Armut“ 1948, „Garten meiner Jugend“ 1955) aus seiner Kindheit und Jugend erzählt, kann er nur schwer die Balance zwischen sachlichem Bericht, schmerzlicher Vergegenwärtigung des Vergangenen, Selbstironie und Sarkasmus halten. Zu sehr werden trotz all seiner grundsätzlichen Bemühungen, ein freundliches, erträgliches Bild seiner Herkunft und seiner frühen familiären und sozialen Erfahrungen zu zeichnen – dies kann man im Ganzen gesehen von Thomas Bernhards Auseinandersetzung mit Kindheit und Jugend nicht behaupten – die verletzenden Erinnerungen an materielle Not und an Krankheit, an fehlende Zärtlichkeit und körperliche Züchtigung in ihm virulent. Bei **Bernhard** sind es konkret

⁶ Gottfried Bachl: Ein rundes Evangelium? In: „Nichts Komplizierteres heutzutage als ein einfacher Mensch.“ Beiträge des Internationalen Karl-Heinrich-Waggerl-Symposiums 1997. Hg. von Karl Müller. Salzburg: Otto Müller Verlag 1998, S. 132–149.

⁷ Ebenda, S. 134. Bachl unterscheidet hier generell zwischen zwei Arten von jeweils eine spezifische „Stimmung“ vermittelnder Dichtung, indem er sich auf Martin Heideggers Begriff von „Stimmung“ bezieht, die „allen teilweisen Erfassungen voraus [...] eine Erkenntnis von Ganzheit“ mitteile.

⁸ Stephan Atzert: Schopenhauer und Thomas Bernhard. Zur literarischen Verwendung von Philosophie. Freiburg i. B.: Rombach Verlag 1999. Über die Bezüge zwischen Arthur Schopenhauer und K. H. Waggerl: Vgl. Karl Müller: Karl Heinrich Waggerl. Eine Biographie mit Bildern, Texten und Dokumenten. Salzburg: Otto Müller Verlag 1997.

die „Ochsenziemer“-Züchtigungen durch die Mutter, womit wohl auch der leibliche Vater in ihrem Sohn Thomas als unbewusstes Ziel getroffen werden sollte.⁹

Verdrängung einerseits und Verklärung andererseits, so könnte man die Antriebskräfte nennen, die **Waggerls** Erinnerungen prägen, bei **Bernhard** sind zwei andere Prinzipien vorherrschend – Polarisierung und Pointierung.

Den erschreckend dunklen Aspekten von **Bernhards** Kindheits- und Jugenderinnerungen stehen alle jene hellen Passagen gegenüber, in denen er über den für ihn „in allem lebens- und existenzentscheidenden Menschen“¹⁰, seinen Großvater Johannes Freumbichler¹¹, erzählt. Dieser ist ihm als Geistesmensch und Welterklärer Stütze, Retter und Erlöser „aus der trostlosen Dürftigkeit“ sowie „aus der Stumpfheit und aus dem öden Gestank der Erdtragödie.“¹² „Wer war meine Mutter? Wer war mein Vater? Wie oft habe ich gefragt? Geliebt habe ich nur die Großeltern, die Eltern meiner Mutter. Mit ihnen hatte sich meine Kindheit vollzogen. [...] Ich habe [...] einen Philosophen entdeckt, der mich entdeckt hat, der mich aufklärt: meinen Großvater. Wir machen ein Spiel, das zwölf Jahre, bis zu seinem Tod, dauert, und in welchem ich (weil ich der Enkel gewesen bin), nie verloren habe.“¹³

Anders als bei Waggerl intensiviert sich aber bei **Thomas Bernhard** die Auseinandersetzung mit Herkunft und Kindheit um die Dimension des unentwegten „Darandenken[s] an alle [meine Vorfahren]“, was sich als „grauenhaft wie angenehm“ zugleich herausstelle und mit einer prallen Theateraufführung zu vergleichen sei: „Und ich muß sagen, es ist durchaus ein Vergnügen, diese Vorstellung von Zeit zu Zeit

⁹ Thomas Bernhard: Ein Kind. 4. Aufl., München: Deutscher Taschenbuchverlag 1988, S. 38. (= dtv 10385) [1982 Residenz Verlag]. Erst als der Großvater Johannes Freumbichler, eine der zentralen positiven Bezugspersonen für Thomas Bernhard, wegfällt und Thomas lebensgefährlich erkrankt, gewinnt die Mutter eine neue, eine positive Position: „Nun war die Mutter der Mensch, der mir der nächste war. Im Grunde hatte ich damals, immer wenn sie gegangen war, nur wieder darauf gewartet, daß sie kommt.“ (Thomas Bernhard: Der Atem. Eine Entscheidung. 11. Aufl., München: Deutscher Taschenbuchverlag 1998, S. 115 [1978 Residenz Verlag].) Angesichts seiner lebensgefährlichen Krankheit spricht Bernhard auch über die „Kraft“ der Krankheit, „uns anzunähern“, über die „auf einmal [...] enge und liebevolle Beziehung [...], die ich die ganzen langen achtzehn Jahre vorher so schmerzvoll entbehren hatte müssen. [...] wenn sie erzählte, alles, was sie sagte, war voller Anmut, Empfindsamkeit, Aufmerksamkeit“. (Ebenda, S. 91–94). An dieser Stelle liefert Bernhard die Unterdrückungs- und Demütigungsgeschichte seiner Mutter nach, die viele Analogien zu seinem eigenen Schicksal aufweist.

¹⁰ Thomas Bernhard: Die Ursache. Eine Andeutung. 12. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1992, S. 117 (1975 Residenz Verlag).

¹¹ Vgl. Caroline Markolin: Die Großväter sind die Lehrer. Johannes Freumbichler und sein Enkel Thomas Bernhard. Salzburg: Otto Müller Verlag 1988; Manfred Mittermayer (Hg.): Thomas Bernhard. Johannes Freumbichler. Hedwig Stavianicek. Bilder, Dokumente, Essays. (= Die Rampe – Extra. Hefte für Literatur).

¹² Thomas Bernhard: Ein Kind (Anm. 9), S. 24.

¹³ Thomas Bernhard: Unsterblichkeit ist unmöglich. Landschaft der Kindheit. In: Ein Lesebuch (Anm. 1), S. 26.

immer wieder anzuschauen.“¹⁴ Familiengeschichtliches lässt den Autor Thomas Bernhard nicht los. In „Unsterblichkeit ist unmöglich. Landschaft der Kindheit“ (1968) heißt es etwa in Form einer komprimierten Selbst-Analyse, in der zugleich Grundbausteine von Bernhards späteren literarischen Texten versammelt sind, z. B. die offenbar traumatisch angetriebene „Ursachenforschung“¹⁵ nach Ungeklärtem (z. B. Mord, Selbstmord, Scheitern) oder die Thematisierung des „Herkunftskomplexes“¹⁶, die viele Figuren Bernhards (z. B. in „Amras“ 1964, „Jauregg“ 1966, „Ungenach“ 1968) unablässig betreiben, auch wenn sie dabei nie zu einem Ende kommen: „Ein Zusammenhang meiner großen Familie, deren Spuren sich mühelos in die Finsternis der Geschichte verfolgen lassen, diese mit sämtlichen Kategorien der Menschenmöglichkeit ausgestattete [...] Genetik, als deren schreibender Ableger ich mich empfinde, ist die Verachtung. [...] Jeder verachtet jeden. In der Verachtung (zum Äußersten in der Selbstverachtung) haben sie ihren unverkennbaren Stil, ihr unverkennbares Reglement entwickelt. [...] daß ich alle und alles bin. [...] Daß ich, darüber besteht kein Zweifel, ein Opfer aller dieser Objekte bin, die ich als die mir angeborenen wiedererkenne, ist mit klar. Du bist die Ursache, Landstrich, perverse Daseinsgrundlage! rufe ich aus und bin auch schon augenblicklich in meinem Echo alleingelassen. [...] So treibe ich also Ursachenforschung, was meine Person betrifft. [...] Ich suche den Ursprung meines Debakels.“¹⁷

Eine solches, weit ausgreifendes Rasonnement über Familiengeschichtliches, das zugleich viele literarische Werke **Waggerls** strukturell prägen würde, gibt es bei ihm nicht. Aber traumatische Verletzungen bestimmen auch sein Leben, insbesondere das Verhältnis zu seiner Mutter. Diese hatte sich eine Tochter gewünscht, den kleinen Karl aber dann doch bei sich behalten und nicht weggegeben. Ihr Sohn sei ihr „gewissermaßen von Anfang an mißraten“¹⁸, so erinnert sich Waggerl an Aussagen und Sprüche seiner Mutter. Später, in der autobiographischen Erzählung „Fröhliche Armut“ (1948), wird der Erinnerung wie so oft die Spitze genommen. Hinter harmlos klingenden und zum Schmunzeln verführenden Sätzen werden bedrängende Kindheitserfahrungen verborgen und das Bild einer nur schwer zu kaschierenden Entfremdung zwischen Mutter und Kind gezeichnet. Als Waggerl etwa davon erzählt, wie er 1911 als begabter 14jähriger in die als Fremde erlebte Stadt Salzburg geschickt wird, um dort zur Vorbereitung auf den Besuch der Lehrerbildungsanstalt (1913–1916/17) die Bürgerschule zu besuchen, wohin ihn seine Mutter begleitet und seine „Hand fest in die ihre“ nimmt, muss er hinzufügen: „Liebte sie mich denn?“¹⁹

¹⁴ Thomas Bernhard: Drei Tage (Anm. 1), S. 11.

¹⁵ Thomas Bernhard: Das Kalkwerk. Roman. 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1973 (= st 128), S. 136. (1970).

¹⁶ Thomas Bernhard: Auslöschung. Ein Zerfall. 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1988 (= st 1563), S. 201 (1986).

¹⁷ Thomas Bernhard: Unsterblichkeit ist unmöglich. Landschaft der Kindheit. In: Ein Lesebuch (Anm. 1), S. 25.

¹⁸ Karl Heinrich Waggerl: Aus der Heimat. In: Insel-Almanach 1940, S. 149–166.

¹⁹ Karl Heinrich Waggerl: Fröhliche Armut. In: K.H.W.: Sämtliche Werke, II. Band, 3. Aufl., Salzburg: Otto Müller Verlag 1970, S. 362.

„Mein Vater hat mich niemals anerkannt“, schreibt **Thomas Bernhard** in „Ein Kind“.²⁰ Vom mütterlichen Ochsenziemer war schon die Rede: „Da mich die körperliche Züchtigung letztenendes immer unbeeindruckt gelassen hat, was ihr niemals entgangen war, versuchte sie, mich mit den fürchterlichsten Sätzen in die Knie zu zwingen, sie verletzte meine Seele zutiefst, wenn sie *Du hast mir noch gefehlt oder Du bist mein ganzes Unglück* [...] sagte.“²¹

Es passt ins Bild, wenn **Waggerl** in einer seiner erschreckendsten Erzählungen der 20er Jahre mit dem Titel „Der Gast“ (September 1926) eine fiktive Mutter darstellt, die ihren aus der Fremde (Argentinien) zurückgekehrten Sohn ermordet. Traumatisches ist offenbar im Spiel. Die Mutter ist „die Alte“, das „Weib“, die – in dialektaler Färbung – einen Fremden, ihren (un)erkannten Sohn, mit dem Satz „es ist eins da!“ begrüßt. Sie schneidet das Brot, „als ob ihre Finger etwas Lebendes zerfleischen“, sie hat ein „erbarmungslos hartes Gesicht“ und „gelbe Vogelaugen“: „In den Nächten schickt sie Flüche und Gebete zu Gott, aber Gott ist taub. [...] Sie steht mit gespreizten Beinen über einer Grube, das blanke Eisen der Schaufel blitzt im Mondlicht. [Vater] Christian [der den Mord an seinem Sohn Andreas entdeckt] fällt vornüber, und der Tote nimmt ihn in die Arme. Während der Nacht brennt die Schenke [das Wohnhaus der Familie] bis auf einige Mauerreste zusammen. Man entdeckt unter Gebälk und Asche die Leichen der beiden Männer. Aber von dem Weibe findet sich nichts mehr.“²²

Diese Erzählung ist für Waggerl gemäß seiner aphoristisch formulierten Überzeugung „Anlaß, Symbol“, daß „das Wesen der Dinge zeitlos ist“²³ und die Dichtung das Geschehnis hinter dem Ereignis erfassen müsse. Über die leibliche Mutter heißt es später: „Ein Herzen und Kosen gab es bei ihr nicht. Ich erinnere mich nicht, von ihr jemals einen Kuß bekommen zu haben. Näherte ich mich ihr in dieser Absicht, wies sie mich zurück. [...] Sie war die beste aller Mütter!“²⁴ Otto Amann spricht von der „unsicher und zeitweilig bedrohlich erlebte[n] Mutterbindung“ und als Folge davon von dem lebenslangen Fehlen eines „Gefühl[s] ontologischer Sicherheit“ und von der Schwierigkeit, „eine stabile Ich-Struktur“²⁵ auszubilden. Das besonders intensive Bedürfnis des Mannes nach Liebe und Zärtlichkeit, die die harte und spröde Mutter dem Buben vorenthielt, wie dies in seinem bis heute unpublizierten Briefwechsel mit Maria Lorenz aus den 30er Jahren immer wieder thematisiert wird, wurzelt in der Kindheit.²⁶ Die Erzählungen über Ausgesetztheit, „Ausgestiftetsein“ und Errettung,

²⁰ Thomas Bernhard: Ein Kind (Anm. 9), S. 58.

²¹ Ebenda, S. 38.

²² Karl Heinrich Waggerl: Der Gast. In: K. H. W.: Wagrainer Bilderbuch. Zürich: Arche Verlag, S. 15ff.

²³ Karl Heinrich Waggerl (Anm. 22), S. 55.

²⁴ Karl Heinrich Waggerl: Ein Dichter und sein Dorf. O. David besuchte Karl Heinrich Waggerl. In: Volksblatt, 13. April 1968.

²⁵ Otto Amann: Das andere Gesicht. Studien zur frühen Erzählprosa von Karl Heinrich Waggerl. Innsbruck 1986, S. 300f.

²⁶ Unpublizierter Briefwechsel zwischen Karl Heinrich Waggerl und Maria Lorenz (z. B. 27. Mai 1933, Karl-Heinrich-Waggerl-Archiv, Wagrain). Im Roman „Das Jahr des Herrn“ (1934) formuliert Waggerl das Wunschbild der Symbiose zwischen Mutter und Sohn. David und

die sich hauptsächlich auf die Phase der langen „Wanderung“ um 1900, aber auch auf die Volksschulzeit und mehrere schwere Erkrankungen Waggerls während dieser Zeit (ab Mai 1904) beziehen, bekommen eine zusätzliche Bedeutung: Viermal wird von väterlichen Rettungen aus psychischer Not und sogar aus Lebensgefahr erzählt. Von der Mutter an einen Baum gebunden, sei der Bub nach einem Unwetter vom Ertrinken bedroht gewesen, wenn der Vater „nicht doch zuletzt einen Weg durch Wald und Unterholz gefunden“²⁷ hätte. Möglicherweise handelt es sich bei dem in dem Essay „Der Berg“ (1957) Mitgeteilten um dasselbe Vorkommnis: Von der anschwellenden Gasteiner Ache ist da die Rede, die „aus der Tiefe bis zu uns heraufgestiegen war“²⁸ und die Wohnung zu überfluten drohte. „Wo ist der Vater?“ fragte ich. Aber die Mutter winkte nur mit der Hand, daß ich schweigen sollte. Es währte nicht lange. [...] Dann war da plötzlich ein Schritt auf der Treppe, die Mutter schrie auf, und er stand in der Tür, der alles Unglück abwenden konnte, der Vater. ‚Ja‘, sagte er, ‚da bin ich‘.²⁹

Eine analoge Szene gibt es auch bei **Thomas Bernhard**. Hier ist es der geliebte Großvater Johannes Freumbichler, der seinen achtjährigen Enkel Thomas nach dessen Radfahr-Abenteuer, bei dem der Bub wohl sein beschädigtes Selbstbewusstsein erproben und wiederherstellen will, was aber von der Natur brutal vereitelt wird und dem Buben eine exemplarische und lebenslange Erfahrung beschert, zwar mit „strafende[m] Blick, gleichzeitig aber mit einem Händedruck [gnädig aufnimmt], der mir sagte: alles in Ordnung.“³⁰ Die Erfahrungen, die sich Bernhard in wohlgesetzten Worten erinnernd vergegenwärtigt, lauten: „Ich liebte meine Mutter, aber ich war ihr kein lieber Sohn, nichts war einfach mit mir, alles Komplizierte meinerseits überstieg ihre Kräfte. Ich war grausam, ich war niederträchtig, ich war hinterhältig, ich war, das war das Schlimmste, gefinkelt. Der Gedanke an mich erfüllte mich mit Abscheu. [...] Wie verkommen ich bin. Ekelhaft. Wie ich meine Seele beschmutzt habe! [...] Du bist, was sie dich nennen, das scheußlichste aller Kinder. [...] Es war, als hätte der Regen alles von mir abgeschwemmt, als hätte er mir nichts als meine Armseligkeit gelassen. Aber ich durfte nicht aufgeben. [...] Eigentlich wollte ich auf der Stelle tot sein. [...] Auf dem Podium tanzten Bauernburschen und -mädchen zu einer Kapelle, die mir wohlbekannt Tänze spielte. Aber das tröstete mich nicht, im Gegenteil, jetzt fühlte ich mich vollkommen ausgeschlossen. Die ganze menschliche Gesellschaft stand mir als einzigem, der nicht zu ihr gehörte, gegenüber. [...] Ich verdiente es nicht mehr, in ihr zu sein, sie verwahrte sich gegen mich. Harmonie, Lustigkeit, Geborgenheit, darin hatte ich nichts mehr zu suchen.“³¹

Die Erinnerung an die elterliche Entscheidung, den 14jährigen **Karl Waggerl** ab Mitte September 1911 in die Knaben-Bürgerschule in die Stadt Salzburg zu schicken, war

seine Mutter Monika schlafen friedlich im gemeinsamen Bett ein. „Frierst du? fragt David, du zitterst so! Rück doch herein, sagt er und scheut sich gar nicht mehr vor der Mutter. Sie fassen sich an der Hand, und so schlafen sie ein.“ (Karl Heinrich Waggerl: Das Jahr des Herrn. In: K.H.W.: Sämtliche Werke. I. Band. 3. Aufl., Salzburg: Otto Müller Verlag 1970, S. 569.

²⁷ Karl Heinrich Waggerl: Aus der Kindheit. (Anm. 19), S. 275f.

²⁸ Karl Heinrich Waggerl: Der Berg (Anm. 19), S. 577.

²⁹ Ebenda.

³⁰ Thomas Bernhard: Ein Kind (Anm. 9), S. 36.

³¹ Ebenda, S. 14-16.

offenbar ein so wichtiges Ereignis, dass es beim erwachsenen Autor sogar Erinnerungen an Verletzungen offenbar aus noch früheren Kindheitsphasen auslöst, als „[mich] die Eltern [...] nach dem Brauch armer Leute [wegen Arbeitslosigkeit des Vaters] zu Verwandten geschickt“ hatten und es der Vater war, der ein paar Wochen später „der ganzen Heimsuchung entschlossen ein Ende“ machte, nachdem sich der Sohn bei einem der väterlichen Besuche am Hosenbein des Vaters festgebissen hatte. Er habe „nicht mehr los[gelassen], ehe er mich wieder in die Arme nahm und nach Hause brachte.“³² Wieder ist es der Vater, der schließlich den schwerkranken Volksschüler aus dem Gasteiner Spital „auf den Armen die Treppe hinunter und ins Leben zurück“³³ getragen hat. Bedenkenswert ist auch jene Stelle aus der „Fröhlichen Armut“ (1948), in der Waggerl über seine ihn verstörenden Erfahrungen als jugendlicher Hoteldiener aus der Zeit um 1910/1911 berichtet: „[...] und ich wollte überhaupt nur noch sterben. Nicht augenblicklich vielleicht. Eine Weile konnte ich ja noch von den Rüben [im Gemüsekeller, wohin sich der Bub angeblich flüchtete] zehren, bis mich die Mutter fand und auf den Armen nach Hause trug, wie sie es früher manchmal getan hatte, wenn mir ein Leid geschehen war. Nun, die Mutter kam freilich nicht, eine Küchenmagd entdeckte mich hinter Körben und Fässern.“³⁴ „Die Vorstellung von der Mutter, die ihren Sohn in die kalte Fremde hinausstößt, ist ein Grundmuster, das immer wiederkehrt“.³⁵

So wie **Bernhards** Großvater Lebens-Aufklärer, Schutzschild, Retter und Erlöser ist, so ist es der Vater für **Waggerl**.

Die kompakteste und differenzierteste Charakterisierung seines Vaters lieferte **Waggerl** in seinem Essay „Meines Vaters Leben“³⁶. Bewundernd hält der Sohn die väterlichen Eigenschaften, Haltungen, Reaktionsweisen und Lebenseinstellungen fest, die für das dichterische Werk von bestimmender Bedeutung werden sollten – als Inbegriff der „rettende[n] Stabilität“³⁷ in der bedrohlichen Ausgesetztheit der Welt, als „Vater-Gott“ und „mythische Übergroße“, als einziger Halt, als Schutz- und Fluchtgröße, als „Rettungsanker im Überlebenskampf“, als „trostspendender Über-Vater“ und Weiser. Zweifellos wurde für Waggerl der Raum seiner Literatur jener Ort, in dem sich zumindest zeitweise die rettende „väterliche“ Wunschwelt etablieren konnte, „die sich in der bedrohlichen Offenheit des historischen Raumes nicht verwirklichen lässt.“³⁸ Waggerl ist sich des traumatischen Charakters der familialen „Wunschheimat“³⁹ bewußt und weiß bei aller lustvoll erlebten und deswegen zeitweilig tröstlichen Kraft um deren Unerreichbarkeit. Immer sind die Erinnerungen an seinen so sehr geliebten und ihm „viel zu früh“ weggestorbenen Vater Johann Waggerl (* 1862 † 1925) berührend, diesen „unverdrossene[n] Mann, immer tätig, immer heiter.“ Ihm habe er alles zu verdanken, „was ich mir etwa an Charakter, an

³² Karl Heinrich Waggerl: Ein Mensch wie ich (Anm. 19), S. 674.

³³ Karl Heinrich Waggerl: Fröhliche Armut (Anm. 19), S. 345.

³⁴ Ebenda, S. 317f.

³⁵ Otto Amann (Anm. 25), S. 301.

³⁶ Karl Heinrich Waggerl: Meines Vaters Leben (Anm. 22).

³⁷ Otto Amann (Anm. 25), S. 305.

³⁸ Ebenda, S. 312.

³⁹ Karl Heinrich Waggerl: Wagrainer Tagebuch (Anm. 19), S. 149f.

innerer Haltung zuschreiben dürfte, wenn ich nicht mit diesen höchsten Gütern zeitlebens viel zu sorglos umgegangen wäre.“⁴⁰ Der Vater und die soziale Lage der Familie werden Karl Waggerl zum Gleichnis des Daseins, so daß er später schreiben kann: „Und doch reichte es nie für etwas Eigenes, wir waren gleichsam nur zur Miete in der Welt. [...] Aber bei aller Unrast hatte er zeitlebens nur ein Ziel: ein Gütchen zu erstehen, ein kleines Anwesen irgendwo im Gebirge. [...] Wir wußten alle sehr genau Bescheid auf unserem Gütchen und gingen munter aus und ein, wir Kinder [...]. Später verstreute uns ja das Schicksal in der Welt, mich und die Geschwister alle, aber mir blieb das Bild unserer Wunschheimat tief und unverlöschbar eingegraben.“⁴¹ Die literarische Verkündigung des „ewigen Bauern“ – „Der Bauer ist ewig wie die Erde selbst, denn er lebt durch sein Geschlecht“⁴² – dürfte hier ihre lebensgeschichtliche Verankerung haben und passte zudem sehr gut in die nach Stabilität und geistig-seelische Orientierung suchende mythensüchtige und ideologietrunkene Zeit der 30er Jahre.

Das Bild einer idyllischen, sicheren „Wunschheimat“, in der man sich auskennt, sich orientieren und abschotten kann, ist auch **Thomas Bernhard** nicht fremd, auch wenn er um das schale Versprechen solcher Wünsche weiß – die diskursiven Bausteine dieses (kollektiven und individuellen) Wunschbildes kennt er genau. In seinem Text „Großer, unbegreiflicher Hunger“ (1953/54)⁴³ und der aus den späten 50er Jahren stammenden Notizensammlung „In der Höhe“ (1959)⁴⁴ heißt es: „Ich sah den Sämann und den Acker und ich sah bis zu den blauen Bergen hin. [...] Ich dachte [...] an Daheim. [...] Ich wünschte mir Milch von den Eutern der heimatlichen Kühe, den Duft des Grases dazu und die Gesänge der Mägde.“⁴⁵ „man erwirbt einen Acker, ein Stück Land, man geht um das Stück Land herum [...], man sichert sich ab.“⁴⁶

Die Analogien zwischen Thomas Bernhards Großvater und Karl Heinrich Waggerls Vater liegen also auf der Hand, auch wenn Johannes Freumbichler dem Enkel Thomas nicht Heiterkeit und handwerkliches Tätigsein als Garanten eines gelingenden Lebens vermittelte, sondern die apologetische Feier der Freiheit des Geistes und des Denkens⁴⁷, das „Entgegengesetzte, das Revolutionäre“⁴⁸ bis hin zum Lob des „Selbstmords“ als „kostbarstem Besitz des Menschen, sich aus freien Stücken der Welt zu entziehen“⁴⁹, und die Feier der „totalen schöpferischen Isolation“⁵⁰ sogar um den Preis der Lebensmöglichkeiten anderer.

⁴⁰ Eva Maria Freyler-Wilkullil: Bad Gastein Karl Heinrich Waggerl zum 60. Geburtstag. Bad Gastein: Verlag der Kurverwaltung 1957, S. 12.

⁴¹ Karl Heinrich Waggerl: Wagrainer Tagebuch (Anm. 27), S. 149f.

⁴² Karl Heinrich Waggerl: Schweres Blut (Anm. 26), S. 239.

⁴³ Thomas Bernhard: Großer, unbegreiflicher Hunger (Anm. 1).

⁴⁴ Thomas Bernhard: In der Höhe. Rettungsversuch, Unsinn. Salzburg: Residenz Verlag 1989.

⁴⁵ Thomas Bernhard (Anm. 1), S. 57ff.

⁴⁶ Thomas Bernhard (Anm. 1), S. 21.

⁴⁷ Thomas Bernhard: Der Atem (Anm. 9), S. 120f.

⁴⁸ Thomas Bernhard: Ein Kind (Anm. 9), S. 43.

⁴⁹ Ebenda, S. 63f, 98.

⁵⁰ Thomas Bernhard: Der Keller. Eine Entziehung. 12. Aufl., München: Deutscher Taschenbuch Verlag 1998, S. 86 (= dtv 1426) [Salzburg: Residenz Verlag 1976].

Aber unausgesetztes künstlerisches Tätigsein – Bernhard verweist auf den Widerstand des Großvaters gegen das „Bewußtsein, daß alles Tun nur ein sinnloses Tun ist“ in Form der „tagtägliche[n] gleiche[n] [Arbeits-]Disziplinierung“⁵¹ – war fixer Bestandteil des bewunderten Großvaters, dem Bernhard nachzuleben versuchte. Das sollte zu einem festen Identitätsbestandteil Thomas Bernhards werden – in Form des Widerstehens gegen „Selbstverlust“, der „Selbstdurchsetzung eines Ichs gegen die Umwelt“⁵², der Kraft zur „Wiedergewinnung seiner Existenz“⁵³ oder des „Sieg[es] über den Tod als individuelle Selbstermächtigung“⁵⁴ angesichts einer Krankheit zum Tode und des Wissens um vorprogrammiertes Scheitern: „Ich hatte, an einem gewissen, schon sehr weit fortgeschrittenen Punkt meines Heilungsprozesses, mein Vergnügen am Denken und also am Zerlegen und Zersetzen und Auflösen der von mir angeschauten Gegenstände wiederentdeckt. [...] Der Analytiker hatte jetzt wieder die Oberhand.“⁵⁵

2. Arthur Schopenhauer

Wir erinnern uns an das nicht zuletzt mit der Pädagogik seines Großvaters⁵⁶ verbundene Bernhard-Wort, Arthur Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung“ sei „geistesentscheidend“⁵⁷ gewesen. In der Bernhard-Forschung wird der Zusammenhang zwischen dem Philosophen und **Thomas Bernhard** hauptsächlich in folgenden Bereichen gesehen: in der Vorstellung einer mythisch überhöhten Natur (der Schopenhauersche Wille) als eine das Ich beherrschende Macht, in der notwendigen Verkettung von Dasein und Leiden, im Tod als der Grundbestimmung des menschlichen Lebens, in der pessimistischen Einschätzung der menschlichen Geschichte und ihres Fortschrittes sowie in der Thematisierung der drei Wege der „Verneinung des Willens“, nämlich in der Einsicht und Askese, der Praxis des Mitleids und in der Kunst-Erfahrung.⁵⁸

Wir erinnern uns auch daran, dass es **Karl Heinrich Waggerl** war, der sich als lungenkranker Kriegsgefangener in Amalfi von seinem geliebten Vater nicht nur

⁵¹ Ebenda, S. 128.

⁵² Manfred Mittermayer: Thomas Bernhard. Stuttgart, Weimar: Verlag J. B. Metzler 1995 (= SM 291), S. 84.

⁵³ Ebenda, S. 87.

⁵⁴ Ebenda.

⁵⁵ Thomas Bernhard (Anm. 9), S. 90.

⁵⁶ Thomas Bernhard: Ein Kind (Anm. 9), S. 56; Der Atem (Anm. 9), S. 110: „Ich hatte Montaigne gelesen und Pascal und Peguy, die Philosophen, die mich später immer begleitet haben und die mir immer wichtig gewesen sind. Und selbstverständlich Schopenhauer, in dessen Welt und Denken, naturgemäß nicht in dessen Philosophie, ich noch von meinem Großvater eingeführt worden war.“

⁵⁷ Thomas Bernhard: [Erste Lese-Erlebnisse] (Anm. 1), S. 33: „*Die Welt als Wille und Vorstellung* des Schopenhauer aus Frankfurt und die Geschichte des Christian Wagner aus Maulbronn waren, geistesentscheidend, die ersten Bücher, die ich (heimlich und freiwillig im Arbeitszimmer meines Großvaters mütterlicherseits) gelesen *und* studiert habe.“

⁵⁸ Stephan Atzert (Anm. 8), S. 43, 55.

„Tusche, Zeichenfeder und Zeichenpapier“⁵⁹ erbat, sondern auch schrieb: „sonst darf es schon Schopenhauer sein“.⁶⁰ Angesichts der Schrecken des Ersten Weltkrieges an der Isonzo-Front war es wohl die zunehmende Fortschrittsskepsis, die diese Philosophie für Waggerl aktuell machte. Schopenhauer hatte einen „blinde[n], unaufhaltsame[n] Drang“ eines hinter allem wirkenden „Willen“ behauptet, der für die ewige Wiederkehr des Scheiterns menschlichen Wollens und Planens verantwortlich sei. „Das Dasein der Welt und das Dasein in ihr ist absolut negativ gesehen: alles, was ist, sollte viel eher nicht sein.“⁶¹

Der Unterschied zwischen Waggerl-Passagen aus seiner Krankensaal-Erzählung „Gespräch in der Nacht“ (1929) – „Wir sind nur Ungeziefer auf der Erde. [...] Sie sind ja eine Ruine, ein Kadaver“⁶² – und Bernhards Bericht über den Mann Korn in der Erzählung „Der Schweinehüter“ (1956) – „Alle Spuren seines Daseins möchte er auslöschen, er möchte sich gänzlich ungeschehen machen“⁶³ – liegen insofern in einer Art von Zuspitzung, als es sich in Thomas Bernhards Erzählung um die Selbstausschöpfungswünsche eines todbereiten Mannes handelt. Ähnliches ist auch in dem Bernhard-Text „Ein junger Schriftsteller“ zu finden, in dem ein anonymes Ich-Erzähler über diesen zu berichten weiß, dass es ihn „schon seit langem [schmerze], da sein zu müssen.“⁶⁴

Die Schopenhauer-Lektüre spielte für das Frühwerk **Waggerls** (der 20er Jahre) eine Rolle, deren Ausmaß und Bedeutung im Unterschied zur Analyse der intertextuellen Bezüge zwischen Bernhard und Schopenhauer⁶⁵ bisher nur unzulänglich erforscht ist. Einige Hinweise sollen zeigen, dass Waggerls Texte nicht auf die Formel vom Idylliker und bloßen Trostgesellen einzuebnen ist. Das geistige und literarische Profil des jungen Waggerl, das sich aus seinen frühesten erzählerischen Texten, seinem Essay „Über Willensfreiheit“ (1922) und den im Wagrainer Eigenverlag gedruckten „Aphorismen“ (1924), aber auch aus dem nur zum Teil publizierten Kriegstagebuch, ablesen lässt, scheint oft in direktem Widerspruch zum bekannten Waggerl der 30er Jahre zu stehen. Aber einige von Schopenhauer herrührende Überzeugungen tauchen auch später noch auf, freilich in verwandelter Weise.

In Waggerls erster Publikation mit dem irreführenden Titel „Ueber Willensfreiheit“⁶⁶ wird über die Irrtümer und Täuschungen der Menschheit räsoniert, über die Gesetzmäßigkeiten menschlichen Denkens und Handelns gesprochen: „Der erste

⁵⁹ Briefwechsel Karl Heinrich Waggerl – Eltern und Geschwister (1915–1919: Militärdienst, Kriegseinsatz, Kriegsgefangenschaft), 5. September 1916. (Archiv Hildegard Benedetto)

⁶⁰ Ebenda, 8. Oktober 1916.

⁶¹ Gottfried Bachl (Anm. 6), S. 135.

⁶² Karl Heinrich Waggerl: Gespräch in der Nacht (Anm. 19), S. 32, 35.

⁶³ Thomas Bernhard: Der Schweinehüter. In: Hans Weigel (Hg.) Stimmen der Gegenwart 1956. Wien, München: Herold Verlag, S. 172.

⁶⁴ Thomas Bernhard: Ein junger Schriftsteller (Anm. 1), S. 54. (Zuerst in der Zeitschrift *Wort in der Zeit* 1965, S. 59.)

⁶⁵ Vgl. Stephan Atzert (Anm. 8).

⁶⁶ Karl Heinrich Waggerl: Ueber Willensfreiheit. In: Freundschaft. Monatsschrift zur Förderung der proletarischen Kulturbewegung. 1 (1922), H. 5 (November), S. 3f.

Mensch, der imstande wäre, etwas ohne Notwendigkeit, vollständig frei zu tun, der hätte ein Wunder gewirkt, der brächte den Lauf der Dinge in Verwirrung und die Welt ins Wanken. [...] Der Wille ist also keineswegs frei. Aber die Wahrheit ist zuweilen gefährlich und der Irrtum nützlich. Gerade der Glaube an die Willensfreiheit ist einer der größten und glücklichsten Irrtümer der Menschheit.“⁶⁷ Ablenkung und Wirklichkeits-Ausblendung dienten bloß der Erträglichkeit dieses Skandals. Man wird an das Blaise-Pascal-Motto in **Bernhards** „Der Atem“ erinnert: „Da die Menschen unfähig waren, Tod, Elend, Unwissenheit zu überwinden, sind sie, um glücklich zu sein, übereingekommen, nicht daran zu denken“.⁶⁸

Der mit Schopenhauerschen Ideen und Begriffen angereicherte Essay⁶⁹ **Waggerls** formuliert das erste und durch nichts zu beschönigende Grundgesetz: „Wir sind eben Bestien, die sich gegenseitig in Schach halten. Darüber helfen die geschmeidigsten Phrasen nicht hinweg.“⁷⁰ Noch im späten Essay „Ein Mensch wie ich“ (1963) sind Anklänge an diese „nihilistische“ Auffassung zu finden, wenn Waggerl von seinem frühen, jugendlichen „kalthertzigem Realismus“ und von sich selbst als einem „nüchterne[n] Rationalist[en]“⁷¹ von damals spricht. An anderer Stelle derselben Lebensbilanz heißt es: „Wie nun, wenn es einem genialen Realisten gelänge, die menschliche Gesellschaft in völliger seelischer Nacktheit zu schildern? Wäre sie denn wirklich nur eine Ansammlung von Gaunern, Päderasten und irrsinnigen Schwachköpfen?“⁷² Aber auch Waggerls spätere Skepsis gegen eine ungeschminkte künstlerische Darstellung der Wirklichkeit – man kann in diesem Zusammenhang seinen Roman „Das Jahr des Herrn“ (1934) als exemplarisch bezeichnen – hat, wie Gottfried Bachl zeigen konnte, insofern mit der Kunstauffassung Schopenhauers zu tun, als es ja die Aufgabe der Kunst sei, zur heiteren Kontemplation zu verhelfen und „den Schrecken des Daseins zu lösen“. „Das ist der ästhetische Bann, die Kunst als Dämonenabwehr und Bändigung und so alles in allem und grundsätzlich: der Trost. Die Kunst kann das nur leisten auf dem Weg einer Filterung dessen, was die Welt der Erscheinungen ausgebiert.“⁷³ Im zu Unrecht vergessenen Frühwerk Waggerls ist das aber noch anders.

⁶⁷ Ebenda, S. 4.

⁶⁸ Thomas Bernhard (Anm. 9), S. 5.

⁶⁹ Im Sinne Schopenhauers spricht Waggerl davon, dass das „tiefe [...] Verständnis für die Leiden und Schwächen des Mitmenschen [...] eine billige, schiefe und heuchlerische Moral durch die weittragende Erkenntnis unserer Stellung in der Natur [ersetze].“ (vgl. Karl Heinrich Waggerl, Anm. 66)

⁷⁰ Ebenda, S. 4.

⁷¹ Karl Heinrich Waggerl: Ein Mensch wie ich. (Anm. 19), S. 698.

⁷² Ebenda, S. 699.

⁷³ Gottfried Bachl (Anm: 6), S. 139. Arthur Schopenhauer bot auch noch anderes an als die Behauptung der Herrschaft eines unbändigbaren, unbeeinflussbaren finsternen Willens über den Geschöpfen, anderes als nur eine Hölle, in der Zorn, Gewalt, Schrecken und Entsetzen wüten, sondern auch „drei Wege, die zu [...] erlösendem Erlöschen“ des wütenden Weltwillens führen können: die Einsicht, dass „die Erfahrungswelt nichts Wirkliches ist, sondern nur die leere Erscheinung des Urwillens“ und die dadurch zu gewinnende gelassene Distanz zum Weltgeschehen (Askese), die Durchbrechung der „Schranke der Individualität“ durch die Praxis des Mitleidens und die Kunst, vor allem die Musik, die reine Kontemplation,

Bei **Thomas Bernhard** ist die Sachlage eine andere. Thomas Bernhards Frühwerk, so behauptet die Bernhard-Forschung, beruhe – im Gegensatz zum frühen Waggerl – „auf der Vorstellung einer das individuelle Dasein gleichsam überwölbenden Schöpfungsordnung und auf Phantasien harmonischer Sozialbeziehungen.“⁷⁴ Analogien ergeben sich so zwischen dem Frühwerk Waggerls und dem „Nihilistischen“ bei Bernhard und zwischen dem poetischer Trostarbeit verpflichteten Spätwerk Waggerls und dem metaphysisch noch Obdach gewährenden Frühwerk Bernhards.

Waggers Aphorismen (1924) und die Erzählungen der 20er Jahre, auch sein bis heute nur teilweise publizierter Roman „Georg“, gehören der „nihilistischen“ Phase an und stehen Bernhard näher, als man vorerst annehmen würde. Aber selbst dort, wo man den harmonistischen und humorigen Waggerl erwartet, z. B. in seiner „Fröhlichen Armut“ (1948), kann man auch anderes, sozusagen Reste der Überzeugungen aus den 20er Jahren, lesen: „[...] an diesem einen und einzigen Tag war ich wirklich von ganzem Herzen gut und gottselig fromm und auch willens, es zu bleiben. Ich weiß nicht, weshalb es mir dann doch nicht gelang und warum ich seither den Garten meines Kinderglaubens nicht mehr wiederfinden konnte. Nur ödes Land, wohin ich mich wende, voll von dem bitteren Kraut des Zweifels.“⁷⁵ Wiederholt blitzt Waggers Vernunft-Skepsis auf, die immer wieder die Grenzen der Erkenntnis und das Wirken des Irrtums thematisiert. „[...] mein Irrtum ist ehrlich und doch irgendwie ein Keim der Wahrheit“⁷⁶, heißt es in einem Aphorismus der 20er Jahre. Und in der essayistischen Lebensbilanz „Ein Mensch wie ich“ (1963) formuliert er: „Im Grunde treiben wir es wie die Katze, die hinter den Spiegel schleicht, um dort die andere Katze zu finden.“⁷⁷ Andere aphoristische Notizen der 20er Jahre scheinen aus depressiver Erfahrung zu kommen. Die Maxime „Zweifle, damit du nicht verzweifelst!“ gewinnt im Lichte der Erzählungen der 20er Jahre – oft Bilder von Verzweiflung – den Charakter einer Selbstanleitung zur psychischen Stabilisierung und vielleicht zur Halt gebenden, kritischen Orientierung. In der Erzählung „Die Decke“ (1926) steht ein entsprechender Satz: „Nein: so ist es: Das Denken macht das Leiden leichter.“⁷⁸ Wir werden an die Überlebens-Formulierung Thomas Bernhards in „Der Atem“ erinnert: „Der Analytiker hatte jetzt wieder die Oberhand“.⁷⁹ Die frühen „Aphorismen“ Waggers enthalten auch

in der alle Momente des Willensdranges ausgeschaltet sind und in dem wir den „Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens“ feiern. (vgl. Ebenda)

⁷⁴ Christian Klug: Bernhards Theaterstücke. Stuttgart 1991 (= Metzler Studienausgabe), S. 7. Nach: Manfred Mittermayer, Anm. 52, S. 20. Vielleicht ließe sich das Frühwerk der beiden Autoren über die Formel vom „homo religiosus auf christlichem Trümmerfeld“ vergleichend betrachten. Vgl. Adrien Finck: Im Zeichen Trakls: Die frühe Lyrik Thomas Bernhards. In: A.F./Hans Weichselbaum (Hg.): Antworten auf Georg Trakl. 1992 (= Trakl-Studien 18), S. 130–146. Nach: Manfred Mittermayer (Anm. 52), S. 22.

⁷⁵ Karl Heinrich Waggerl: Fröhliche Armut 1948 (Anm. 19), S. 88.

⁷⁶ Karl Heinrich Waggerl: Aphorismen. Den Freunden gewidmet. Wagrain: Selbstverlag 1924.

⁷⁷ Karl Heinrich Waggerl: Ein Mensch wie ich (Anm. 19), S. 685.

⁷⁸ Karl Heinrich Waggerl: Die Decke. In: Salzburger Volksblatt, 11. Dezember 1926.

⁷⁹ Thomas Bernhard: Der Atem (Anm. 9), S. 90.

die Schopenhauer verpflichteten Sätze über Selbstmord als „erhabenste menschliche Tat der Auflehnung“.⁸⁰

Bis 1930 schrieb Waggerl an die 20 Erzählungen, Kurzgeschichten und Novellen, die bis auf zwei – „Der Gast“ (September 1926) und „Der Mörder“ (undatiert, aus den 20er Jahren) – seit 1924 im „Salzburger Volksblatt“ und zwischen 1926 und 1930 in verschiedenen in- und ausländischen Zeitschriften erschienen. Immer steht die gesamte Existenz und die prinzipielle Befindlichkeit der Welt zur Debatte. Mord, Selbstmord, Mitleiden mit den Kreaturen, gleichnishafter Todeskampf, Angst und Irresein, Belanglosigkeit des Daseins, sogar Ekel vor dem eigenen Körper sind Ergebnis und Ausdruck der Weltsicht nach Schopenhauer. Fast immer steht ein einzelner Mann im Mittelpunkt, ein Geschlagener, krank, arbeits- und obdachlos, unnützlich, unbeachtet, überflüssig, ausgestoßen, angstvoll, verachtet, belanglos, oder ein bärenstarker Kerl, der aber aus heiterem Himmel in seiner Kraft und Stärke getroffen wird, wiederholt bei Holzarbeiten durch einen umstürzenden Baum.⁸¹ „Da liegt er, der starke Blas, es ist aus mit aller Herrlichkeit! Ein Nichts, ein Zufall hat ihn umgeworfen [...]“⁸² Eine Besonderheit in dieser frühen Waggerl-Welt stellt das Schicksal des Krämers Simon dar, der in der unpublizierten Erzählung „Der Mörder“ von Wahnideen und Verfolgungsängsten zum Mord am reichen Sternwirtssohn getrieben wird, die einzige derartige Psycho-Studie des Autors. Simon wird von den Gesetzeshütern abgeführt: Gesetz, Gesellschaft, Vernunft und Ordnung greifen ein. Die Figuren sind alle entweder (selbst)gemordete oder im ursprünglichen Sinn des Wortes ohnmächtige oder allein und einsam bleibende Opfer eines gleichgültigen Schicksals: der Tischlergeselle Josef in der Erzählung „Der Held“, der arbeitslose Intellektuelle Tobias („Der Hund“), der namenlose Kranke und Sterbende („Die Falle“), der Buchhalter Sebastian („Das Abenteuer“), Blas und Michael, die in ihrer physischen und psychischen Komplementarität dem aus dem Roman „Georg“ bekannten Doppelgängerpaar Georg und Siegfried vergleichbaren Knechte („Zorn“), oder der Student Paulsen und der alte Landstreicher („Gespräch in der Nacht“). Schopenhauer-Ideen sind immer im Spiel. Alle Figuren sind typisierte Menschen, die in einer gottverlassenen oder gottlosen Welt hausen und sich abmühen, der „unbarmherzigen Weite dieser Welt schutzlos preisgegeben und ständig in Gefahr, von ihr aufgesogen zu werden wie ein Tropfen Wasser“.⁸³ Eine der wiederholten Formeln, die auch im Roman „Georg“ und später in den autobiographischen Schriften verwendet wird, lautet: „zur Miete in der Welt.“⁸⁴ Ab und zu treffen sie „mit dem Instinkt des

⁸⁰ Karl Heinrich Waggerl: Aphorismen (Anm. 76), S. 30.

⁸¹ Im Roman „Schweres Blut“ (1932) ist es eine biblisch anmutende Sinflut, die das von Blas aus modernem Übermut geplante und in Bau befindliche Wehr und schließlich sogar das gesamte Sägewerk zerstört. In engem erzählerischen Konnex damit steht die Erinnerung an ein „Brandunglück vor etlichen Jahren“, wohl ein lebensgeschichtlicher Hinweis auf den Dorfbrand Wagrains im Jahre 1927. (Vgl. Karl Heinrich Waggerl: Schweres Blut, Anm. 26, S. 383ff und 388).

⁸² Karl Heinrich Waggerl: Zorn. In: K.H.W.: Nach-Lese-Buch. Eine Auswahl. Hg. von Lutz Besch. Salzburg: Otto Müller Verlag 1977, S. 70.

⁸³ Karl Heinrich Waggerl: Das Abenteuer (Anm. 19), S. 9.

⁸⁴ Ebenda.

Unglücklichen“ auf „Leidensgenossen“⁸⁵ und können sich nur kurz aneinander wärmen, bevor sich wieder ihr „Herz in einer wunden Höhle zu Tode klopf“.⁸⁶

Bei der Re-Lektüre von Waggerls kurzen Erzähltexten der 20er Jahre muss man unentwegt an **Thomas Bernhards** Sammlung „Der Stimmenimitator“ (1978) denken: „absurd-mysteriöse Todesfälle, Suizide“, Gewalt, Ein- und Durchbruch des meist tödlich Unerwarteten, Demaskierung des „Geschönten und Zurechtgemachten.“⁸⁷ Zweifellos orientieren sich auch Bernhards ausladende Reflexionen über die mythische Kraft des Zorns („Über den Zorn“ 1975) als eines Vernichters und Erneuerers an der Gedankenwelt Schopenhauers und seiner Weltwillens-Vorstellungen – jenseits menschlicher Zählung. Aus der Fülle der Zuschreibungen seien genannt: „Der Zorn ist Flamme und Licht und er ist die Dunkelheiten und die ‚ewigen Finsternisse‘ [...] er ist die größte aller Naturgewalten [...] Als Orkan hat er Hunderte Male vor unseren eigenen Augen die mit der Zeit Verblödeten und Ausgetrockneten von den staatlichen und von den wissenschaftlichen und von musischen Sesseln gefaucht. [...] Der Zorn ist zum scheinbaren Schaden der Menschen, obwohl er alles für die Natur ist [...] Der Zorn ist nur eine christliche, aber keine Todsünde der Natur.“⁸⁸

Bezeichnend für den Schopenhauer-**Waggerl** der 20er Jahre mag die von Karl Springenschmid überlieferte Äußerung Waggerls sein, nachdem dieser im Jahre 1925 im Kreise seiner Freunde aus seinem noch unfertigen Roman „Georg“ vorgelesen hatte. So begann der Autor seinen mit vielen lebensgeschichtlichen Details angereicherten Roman: „Als sein Vater starb, fand Thomas [Röck] gerade eine Stelle als Lehrer in einem entlegenen Ort des Gebirges, und um diese Zeit war der Verfall seiner Familie schon voll im Gange. Seine Schwester gebar in dem Jahrzehnt ihrer qualvollen Ehe mit einem Trunkenbold vier tote Kinder und starb noch jung an einer bösen fressenden Krankheit. Der Bruder übernahm das Gut und heiratete eine entfernte Verwandte, die ihn nach kurzer Zeit mit dem Organisten betrog. Eines Nachts zündete er den beiden das Haus über dem Kopfe an und das halbe Dorf wurde zur Brandfackel seiner Rache. Später endete er im Zuchthaus, indem er den Kopf durch ein Gitterfenster steckte und sich so erhängte.“⁸⁹ Springenschmid erinnert sich an diese Stelle, die er wegen angeblich unzumutbarer Negativität kritisierte. Waggerl hingegen

⁸⁵In Arthur Schopenhauers „Zur Lehre vom Leiden der Welt“ heißt es im § 156: „In der Tat ist die Überzeugung, daß die Welt, also auch der Mensch etwas ist, das eigentlich nicht sein sollte, geeignet, uns mit Nachsicht gegen einander zu erfüllen. [...] Ja, von diesem Gesichtspunkt aus könnte man auf den Gedanken kommen, daß die eigentlich passende Anrede zwischen Mensch und Mensch statt ‚Monsieur‘, ‚Sir‘ usw. sein möchte ‚Leidensgefährte‘ [...]“ (Arthur Schopenhauer: Sämtliche Werke. Textkritisch bearbeitet und herausgegeben von Wolfgang Frhr. von Löhneysen. Band I-V. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1986, 2.-3. Aufl. 1994, PP II, §156, 358.)

⁸⁶ Karl Heinrich Waggerl: Das Abenteuer (Anm. 19), S. 10 und 14.

⁸⁷ Manfred Mittermayer (Anm. 52), S. 98f.

⁸⁸ Thomas Bernhard: Über den Zorn (Anm. 1), S. 20ff.

⁸⁹ Karl Heinrich Waggerl: Georg (Anm. 82) S. 38. Berta Kramer, eine Freundin Waggerls, fertigte von dem im Wagrainer Waggerl-Archiv erhalten gebliebenen, über 300 Seiten starken Manuskript ein Typoskript an. Der Roman liegt mit unterschiedlichen Anfängen vor. Ein Manuskript ist mit 21. April 1925 unter dem Titel „Das Haus in der Sackgasse“ datiert.

sei aufgebracht gewesen und habe gemeint, dass die Leser lieber in die Kirche um Trost und Erbauung gehen sollten, wenn sie etwas anderes hören wollten.⁹⁰ Dass Waggerl dabei Arthur Schopenhauers „Nachträge zur Lehre vom Leiden der Welt“ (§ 156) zitierte und damit einen entscheidenden Hinweis auf die geistige Quelle seiner Texte der 20er Jahre lieferte, ist Springenschmid nicht aufgefallen. Schopenhauer hatte geschrieben: „Die Welt ist eben die Hölle, und die Menschen sind einerseits die gequälten Seelen und andererseits die Teufel darin. Da werde ich wohl wieder vernehmen müssen, meine Philosophie sei trostlos – eben nur weil ich nach der Wahrheit rede, die Leute aber hören wollen, Gott der Herr habe alles wohlgemacht. Geht in die Kirche und laßt die Philosophen in Ruhe! Wenigstens verlangt nicht, daß sie ihre Lehren eurer Abrichtung gemäß einrichten sollen. Das tun die Lumpe, die Philosophaster; bei denen könnt ihr euch die Lehren nach Belieben bestellen.“⁹¹

Otto Amann, der im Lebensweg der Hauptfigur Georg ein Bild für Waggerls Auffassung des nihilistischen Geschichtsprozesses sieht, schreibt: „Der vom Nichts-Sein über Schuld, Sühne und Kampf zum Nichts-Sein zurückführende Kreislauf [Georg wird nämlich am Ende des Romans als Führer einer „revolutionären“ Bewegung ausgelöscht] erweist sich damit als Metapher eines Verhältnisses von Subjekt und Geschichte, in dem das Subjekt [...] von derselben zermalmt wird. Seine Rolle ist die eines Kanonenfutters im Kampf übermächtiger und undurchschaubarer Gewalten, die auf einem unendlichen Schlachtfeld ewig miteinander ringen.“⁹²

Schon Mitte der 20er Jahre kommt aber bei Waggerl eine neue Dimension ins Spiel, die sich zunehmend in der Beschwörung von Bildern der Stabilität, von Halt, fester Ordnung und Sicherheit manifestieren. Ein neues poetisches Paradigma wird damit bei Waggerl vorherrschend und sollte das gesamte folgende Werk dominieren. In der autobiographisch gefärbten Erzählung „Peter“ (1926) kommt schon eines der Elemente ins Spiel, das auf die späteren Werke vorausweist, nämlich das Motiv des Besitz-Erwerbens, des glückhaften Arbeitens und Bauens: „Und als das Blockhaus [im Ödland hoch oben auf dem Berg] fertig stand, da war es noch nicht genug, Peter umschloß das ganze Grundstück mit einem weiten doppelten Gehege aus Pfählen und stachlichem Drahtgeflecht. Der Mann baute eine Festung auf den Berg, ein unüberwindliches Bollwerk gegen alle Anfechtungen der Welt.“⁹³ Trotz aller Behinderungen und Auslöschungen durch das „Schicksal“ nimmt Peter dies alles geduldig hin. Tabula rasa, Neubeginn statt Verzweiflung, so lautet jetzt das Motto: „Ja, aber die Sonne schien wieder, die Spechte lärmten von neuem im Holz und der

⁹⁰ Karl Springenschmid huldigte schon in den 20er Jahren einer „positiven“ Bauernideologie, z. B. mit seinem Buch „Das Bauernkind“ (1925). Er nannte seine Poetik ein „Im-Bäuerlichen“-Bleiben. (vgl. Karl Springenschmid: Servus, Heiner! Erinnerungen an Karl Heinrich Waggerl. München: Rudolf Schneider Verlag 1979, S. 53) Konflikte zwischen Waggerl und Springenschmid betrafen auch das Wesen, den Sinn und die Aufgaben der Ehe.

⁹¹ Arthur Schopenhauer (Anm. 85), PP II, S. 354.

⁹² Otto Amann (Anm. 25), S. 222. Waggerl hatte in „Georg“ geschrieben: „Wir sind Triebräder eines großen, rätselhaften Werkes. Wenn wir uns drehen, so ist es Lust oder Qual für unser Herz, aber was will der Meister, der uns eingesetzt hat?“ (vgl. Karl Heinrich Waggerl: Georg. Anm. 82, S. 209).

⁹³ Karl Heinrich Waggerl: Peter (Anm. 19), S. 105.

Kuckuck rief.“⁹⁴ In „Peter“ ist das Kernmotiv des Romans „Brot“ vorformuliert. Otto Amann sprach zutreffend vom Weg, der von der „pessimistischen Klagerede zur heiter-besinnlichen Trostrede“⁹⁵ führe, in die jetzt auch ganze humoristische Kapitel integriert werden.

„Brot“ (1930) schließlich ist – auch – ein Beschwörungsroman des Starken und Gesunden sowie des Stablen und Dauernden. Der Roman feiert das bewußte Hintersichlassen des angeblich ungesund Schwachen, des Nicht-Seßhaften, des „Fliegenden Holländers“, verkörpert in Sebastian: Als Simon nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis auf dem Weg nach Hause ist, kreuzt sich sein Weg zeichenhaft mit dem Sebastians, des Sohnes von Simons Frau Regina und des Müllers aus der Zeit, als Regina noch fern der „Erde“ in der „Stadt“ dem Müller begegnete. Sebastian ist wieder einmal beim Weggehen, Simon beim Heimkommen. Regina hat sich zur erdhaften Mutter gewandelt und Simons Sohn geboren, den starken Erben Peter. Sebastian hingegen trägt den Defekt des Schwachen in sich, des zwar intelligenten, ästhetisch und technisch interessierten und begabten, aber unruhigen Wanderers und Landstreichers: „Hast du etwas in Aussicht, einen Plan?’ Das weiß Sebastian nicht, ‚möglich!’ Er geht in die Schweiz oder nach Holland.“⁹⁶ Krankes ist im Spiel, Vererbtes ist am Werk. Zweifellos hat Waggerl Anteile seines Selbst in Sebastian verkörpert, aber solche, die es abzuspalten galt. Nicht zufällig ist es aber auch der verzweifelte, einsame Müller, der „die Hände vor das Gesicht“⁹⁷ hebt und damit ein Bild abgibt, wie sich Waggerl selbst in den 20er Jahren fotografierte oder fotografieren ließ: das einsame Ich, monadenhaft, bindingslos, metaphysisch obdachlos. „Brot“ ist insofern ein Reinigungsroman: „unzerstörbare Kraft und Wirkung des Glaubens an sich selbst.“⁹⁸ Aber erst mit dem kleinen David im „Jahr des Herrn“ (1934) sollte schließlich die positive und „tragende[...]“ Figur gefunden werden. Sie erst „hellte [...] zusehends auf und stimmte gleichsam die Tonart des Ganzen nach Dur hinüber.“⁹⁹ Waggerls verschrieb sich – aus innerer Bedrängnis – endgültig der rettenden

⁹⁴ Ebenda, S. 110.

⁹⁵ Otto Amann (Anm. 25), S. 167. Über Waggerls frühe Erzählungen, insbesondere ihre Figurengestaltung, Probleme, Konflikte und Lösungen vgl. Otto Amann (Anm. 25), S. 43ff, 87ff.

⁹⁶ Karl Heinrich Waggerl: Brot (Anm. 26), S. 226.

⁹⁷ Ebenda, S. 191.

⁹⁸ Karl Heinrich Waggerl: Typoskript, Waggerl-Archiv Wagrain.

⁹⁹ Karl Heinrich Waggerl: Blick in die Werkstatt (Anm. 19), S. 668. Das „Wagrainer Tagebuch“ sollte leider zum beliebtesten Wortspender für diverse Verwertungsinteressen werden. Kein Aspekt von Waggerls Welt fehlt in dem Buch: das Bedürfnis, die „Unrast zur Ruhe“ zu bringen, „die Heimat als das Bleibende, das Sichere“ als „die Erbgnade für unser unseliges Geschlecht“, der Erwerb eines Lehens als „heimlicher Rückhalt“ und Friedensinsel in Kriegszeiten, das „Lob einer Wiese“, die Erinnerungen an die eigene Kindheit, an seinen Vater und seine Mutter, die Erfahrung des „Zur-Miete-in-der-Welt-Seins“, das Glück der handwerklichen Arbeit mit den eigenen Händen und die Invektiven gegen moderne Produktionsweisen, der „Hunger nach Erkenntnis“ und die Kritik am Intellektuellen, die Bewunderung des bäuerlichen „Ursiedlers“ als Inbegriff des Ewigen und Gefestigten, die Steine und Berge als Zeichen des selbstgenügsamen Seins und des Friedens, die Gestaltung eines Gartens und die Überlegungen zur Funktion der Kunst als Trostspenderin gegen die Versprechen von Reichtum, Macht und Weisheit.

Schopenhauerschen Kunst-Ideologie: „Romantischer Realismus“¹⁰⁰, so nannte er es selbst. In „Brot“ (1930) steht bereits jenes gegenständliche Symbol, das 25 Jahre später auch in der Titel-Miniatur der Sammlung „Liebe Dinge“ (1956) einen zentralen Platz einnehmen sollte, nämlich der Tisch: „Simon baut keine Paläste“, heißt es „Brot“ (1930), „und wenn er einen Tisch macht, so sind das vier Pfähle und eine Platte, nicht gedrechselt und nicht mit Rosenholz eingelegt, aber so, daß man auch nach fünfhundert Jahren noch wird sagen können : – Seht, ein fester Tisch !“¹⁰¹ In den „Lieben Dingen“ (1956) steht der paradigmatische Satz: „Mein Tisch war das erste Stück Hausrat, das ich erwarb, als ich mich in jungen Jahren entschlossen hatte, seßhaft und ein gesitteter Mensch zu werden. Von nun an, dachte ich, muß dein Dasein eine feste Mitte haben, eben diesen Tisch.“¹⁰²

3. Tiefenschichten

„Mir gefallen auch die Ruinen unter den Menschen besser als die Museen“¹⁰³, hat **Waggerl** in einem seiner Aphorismen (1924) geschrieben und damit vielleicht auch sich selbst gemeint, so wie **Bernhard** von sich sagt: „Mich interessieren nur meine Vorgänge, und ich kann sehr rücksichtslos sein.“¹⁰⁴ Dass in diesem Zusammenhang auch Bernhards Krüppel-, Behinderten- und Invalidenfiguren ins Spiel kommen, nicht nur als Verkörperungen existenzieller Deformationen, sondern auch als Bedingung des Schöpferischen (z. B. „Ein Fest für Boris“, „Die Berühmten“, „Die Macht der Gewohnheit“) oder einfach als berührend menschliche Figuren, als das Besondere (z.B. in dem Text „Im Frauengraben“ aus der Sammlung „Der Stimmenimitator“)¹⁰⁵, versteht sich von selbst.

Vielleicht sind Waggerls Ordnungs-Bilder, die Sicherheit, Orientierung, Vertrautheit, Dauerhaftigkeit, Geborgenheit und Stabilität, also Festgegründetes imaginieren, nur ein kompensatorischer Ausdruck, eine Folge der eigenen Ruinen-Erfahrung, so wie Bernhards Verstörungs- und Krankheitserzählungen poetische Versuche darstellen, etwas letztlich immer Undurchschaubares, Geist und Körper, Kommunikation und Erkenntnis sowie überlieferte Erklärungsmuster mit wissenschaftlich anmutender Akribie zu befragen und als Zerstörungs- und Selbstvernichtungs-Geschehen darzustellen.

Fragt man nach jenen Tiefendimensionen der Texte Waggerls und Bernhards, die trotz der Heterogenität der erzählten Stoffe und der von den beiden Autoren angewandten

¹⁰⁰ Karl Heinrich Waggerl: Vagabund an der Leine. Ein Streifzug durch Leben und Werk des Dichters Karl Heinrich Waggerl, unternommen von Hanns Arens. Frankfurt a. M.: Ullstein 1962, S. 20.

¹⁰¹ Karl Heinrich Waggerl: Brot (Anm. 26), S. 184.

¹⁰² Karl Heinrich Waggerl: Liebe Dinge (Anm. 19), S. 477.

¹⁰³ Karl Heinrich Waggerl: Aphorismen (Anm. 76), S. 20.

¹⁰⁴ Thomas Bernhard: Drei Tage (Anm. 1.) S. 16.

¹⁰⁵ Thomas Bernhard: Der Stimmenimitator. Frankfurt a. M. 1978, S. 86f. Vgl. Matthias Part: Krüppelfiguren in der Gegenwartsliteratur – ein Symbol für unsere verkrüppelte Welt? Dargestellt besonders anhand von Werken Thomas Bernhards und Franz Xaver Kroetz'. Diss. Salzburg 1988.

Erzählformen¹⁰⁶ Vergleiche möglich erscheinen lassen, so könnte man die unentwegt von beiden Autoren aktualisierten Bedeutungs-Dimensionen „Stabilität“ versus „Instabilität“, Natur-Ausgeliefertheit und Naturbeherrschung, „Enteignung“ versus „Besitz“ und Omnipotenz versus Nichtigkeit ins Auge fassen. In Bernhards „Korrektur“ findet sich ein paradigmatischer Satz, der aus den aufgefundenen Schriften Roithamers mitgeteilt wird und im Zusammenhang mit Reflexionen über den Lebens-„Kerker, in den [der Mensch] hineingezeugt und hineingeboren worden ist“¹⁰⁷, steht. Über fast eine ganze Seite lang spiegelt sich der unaufhaltsame Kreislauf des Gesagten auch in der grammatischen Form. Über das Verhältnis von Ich und Welt heißt es dort: „Wir kommen in eine uns vorgegebene, aber nicht auf uns vorbereitete Welt und müssen mit dieser Welt fertig werden [...], die eine Welt ist, die uns in jedem Fall, weil von unseren Vorgängern gemacht, angreifen und zerstören und letztenendes vernichten will [...] immer wieder und wieder den Versuch machen, diese Welt nach unseren Vorstellungen zu verändern [...], so daß wir [...] sagen können, wir leben in unserer Welt, nicht in der von uns vorgegebenen, die immer eine uns nicht angehende und zerstörende und vernichten wollende Welt ist.“¹⁰⁸

Ich denke, dass eine solche Tiefenschicht in der Thematisierung des Zusammenhangs zwischen gefährdeter und oft zerstörter Individualität einerseits und diversen Bestrebungen der „Selbstermächtigung“¹⁰⁹ andererseits zu finden ist. Als Beispiele bei Thomas Bernhard wären etwa der Bau des Kegels in „Korrektur“ als Zeichen des Eigenen, der Überschaubarkeit und Festigkeit, als ein „gegen alle Naturgewalttätigkeiten“¹¹⁰ gesetztes immunisierendes Gebilde zu nennen oder der Versuch des Fürsten Saurau in „Verstörung“, das eigene Territorium zu begrenzen, oder der Versuch des Industriellen, im abgeschotteten Jagdhaus eine philosophische Studie zu verfertigen oder der Versuch Konrads im Roman „Das Kalkwerk“, im Flucht- und Schutzraum des Kalkwerks seine Studie fertigzustellen. Letztlich ist immer Scheitern angesagt. Ähnliches wäre für die Erzählung „Die Mütze“ (1966) anzusetzen, in der ein Ich-Erzähler – „der zahllosen auf den kranken Menschenkopf spezialisierten Institute in Mitteleuropa müde“¹¹¹ – in ein frei gewordenes Haus als Flucht- und Schutzraum einziehen darf, wo ihm das Schreiben, bildlich geschützt durch eine ihm zwar nicht selbst gehörende Mütze, Wärme und Stabilität „für meine jedenfalls zweifelhafte Existenz“¹¹² bietet. Ist nicht beim selbst gezimmerten,

¹⁰⁶ Bei Waggerl fehlen z. B. die bei Bernhard wiederkehrenden familiären Katastrophen-Geschichten, die insistierend angetriebenen und scheiternden Ursachenforschungen, das mehrfach vermittelte Erzählen und Monologisieren, das Berichten als Zeichen der „prinzipiellen Unverlässlichkeit der Aussagen“ (vgl. Eva Marquardt: Gegenrichtung. Entwicklungstendenzen in der Erzählprosa Thomas Bernhards. Tübingen 1990. Nach: Manfred Mittermayer, Anm. 52, S. 61.)

¹⁰⁷ Thomas Bernhard: Korrektur. Roman. 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1988 (= st 1533), S. 237. (1975).

¹⁰⁸ Ebenda.

¹⁰⁹ Manfred Mittermayer (Anm. 52), S. 75.

¹¹⁰ Thomas Bernhard: Korrektur (Anm. 107), S. 108.

¹¹¹ Thomas Bernhard: Die Mütze. In: T. B.: Erzählungen. 1. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1988, S. 63.

¹¹² Ebenda.

einzigartigen „Tisch“, von dem Waggerl sowohl in „Brot“ als auch in den „Lieben Dingen“ erzählt, oder beim erworbenen Lehen auf Eben, „wo der Grund fest ist“¹¹³ und wo Simon, der zum Urbauern stilisierte Kraftmensch, als Bauer Fuß fassen will und ihm dies auch – im Unterschied zu Bernhards Protagonisten – gelingt, Ähnliches im Spiel?

„Das Leben ist ein Prozess, den man verliert“, heißt es in Thomas Bernhards „Frost“¹¹⁴. Sich dieser Tatsache zu stellen und diesen Prozess des unaufhebbaren Willens der Natur in allen seinen Details insistierend zu beschreiben, ist Bernhards Schreibantrieb. Letztlich anders bei Waggerl: Denn über diesen Willen der Natur und die menschliche Unfähigkeit, ihn aus der Welt schaffen zu können, zu wissen, aber der Kunst die Aufgabe zuzuteilen, die dämonischen Kräfte zu bannen, darin wurzelt Waggerls Trost-Poetik seit etwa 1930. Wie heißt es in seiner Erzählung „Die Pfingstreise“ (1946)? „Mag da schreien, wer will, laß das seine Sache sein und mende dich nicht in fremde Händel. Während der Meister nun so unschlüssig saß und sein klopfendes Herz hiuunterdrückte [...], merkte er plötzlich, spürte es mit eiskalter Gewißheit, daß jemand hinter ihm stand. [...] Da stand ein Mann [...] und vor sich in beiden Händen hielt er eine Axt. Mit einem bösen Lächeln hob er sie langsam über sich, vorsichtig, lautlos, und nahm das Maß für einen furchtbaren Hieb, ja, aber doch um eine Sekunde zu spät! In dieser winzigen Sekunde zeigte es sich, daß ein Mann selbst das leibhaftige Unheil abzuwehren vermag, wenn er nur das Herz hat, es durch völlige Kaltblütigkeit zu verblüffen. Was also tat der Meister? Sprang er auf und zugleich dem Tod in die Arme? Oder warf er sich auf die Knie und flehte um Schonung? Nichts von dem. Sondern wie er da saß, griff er nach dem Malzeug neben sich, stand auf und ging. [...] Gut, und was weiter? Nichts weiter. Der Meister mußte nur noch über einen Graben springen, gleich dahinter war die Straße. Ja, aber dieser Schrei? Wer schrie denn vorher im Wald? Weiß ich nicht, sagte der Meister angewidert. Ich bin dann heimgegangen.“¹¹⁵

4. Schlussbemerkung

Lesen heißt immer auch neu lesen. Das ist die Forderung des Tages oder, wie sich Thomas Bernhard ausdrückt: „Manchmal kommt mir vor, dass die einzelnen Kapitel in einem Buch so wie einzelne Räume in diesem Haus sind. Die Wände leben, die Seiten sind wie Wände, und das genügt. Man muss sie nur intensiv anschauen. [...] An einer Wand entdeckt man Risse, kleine Sprünge, Unebenheiten, Ungeziefer. Es ist eine ungeheure Bewegung an den Wänden.“¹¹⁶ Auch der Zweifel über das Gesagte mag Anlass für erneutes Lesen und unablässiges Korrigieren sein: „Über *Altensam und alles*, das mit *Altensam* zusammenhängt, mit besonderer Berücksichtigung des Kegels habe ich abschließen müssen, um zu erkennen, daß alles anders ist, alles unterstrichen. Korrektur der Korrektur der Korrektur der Korrektur, so Roithamer.“¹¹⁷

¹¹³ Karl Heinrich Waggerl: Brot (Anm. 26), S. 10.

¹¹⁴ Thomas Bernhard. Frost. 1. Aufl., Frankfurt a. M.: suhrkamp taschenbuch 1972, S. 207.

¹¹⁵ Karl Heinrich Waggerl: Die Pfingstreise (Anm. 19), S. 255f.

¹¹⁶ Thomas Bernhard: Drei Tage (Anm. 1), S. 14.

¹¹⁷ Thomas Bernhard: Korrektur (Anm. 107), S. 361.